

Rabbinerin Jasmin Andriani

10. Sonntag nach Trinitatis, 24. August 2025, 10 Uhr

Drascha Israelsonntag

Liebe Gemeinde,

„Wie nutzlos durchs Leben zu wandern,

wär's nicht die Brücke zu einem andern.“ von Friedrich Von Bodenstedt

Die Brücke als Bauwerk fasziniert mich auch. Ein Hindernis gilt es zu überqueren. Man baut auf beiden Seiten Stützpfeiler und spannt eine Bahn darüber, die man begehen kann.

Es gibt Brücken aus Stein und Stahl, und es gibt Brücken aus Worten und Erinnerungen. Eine Brücke hält nur, wenn ihre beiden Pfeiler feststehen. Fehlt einer, stürzt sie ein.

Zwei solcher tragenden Pfeiler finden wir in der Torah. Den einen hören wir im Schma Jisrael:

Schma Jisrael, Adonaj Elohejnu, Adonaj echad. We'ahavta et Adonaj Elohecha bechol levavcha, uvechol nafschecha, uvechol me'odecha.

„Höre Israel, der Ewige ist unser Gott, der Ewige ist einzig. Und du sollst den Ewigen, deinen Gott, lieben mit deinem ganzen Herzen, mit deiner ganzen Seele und mit deiner ganzen Kraft.“ (Dtn 6,4–5)

„Schma Jisrael“ – dieses Gebet begleitet mich seit meiner Kindheit. Es ist das erste, was jüdische Kinder lernen, und das letzte, was Juden am Ende ihres Lebens sprechen. Es ist kein Befehl im Ton der Pflicht, sondern ein Ruf der Aufmerksamkeit: „Höre!“ – nicht nur mit den Ohren, sondern mit dem ganzen Sein.

Die Liebe zu Gott in diesem Satz ist keine romantische Liebe, kein flüchtiges Gefühl. Sie ist ein Bund, eine Ausrichtung, eine Entscheidung. „Mit deinem ganzen Herzen“ – im Hebräischen steht hier „levavcha“, ein doppeltes „vav“: Herz mit beiden Neigungen, mit der guten und der schwierigen Seite in uns. „Mit deiner ganzen Seele“. „Mit deiner ganzen Kraft“ – mit all dem, was dir gegeben ist: Zeit, Können, Ressourcen.

Dieser Pfeiler trägt, wenn wir ihn pflegen. Sonst ergeht es ihm wie der mittlerweile abgerissenen Ringbahnbrücke der A100, die nicht genug Pflege erhielt und zu viel Belastung nicht mehr standhielt. Die spirituelle Verbindung mit dem Höheren lässt uns erkennen, dass unser Leben nicht nur aus dem besteht, was wir sehen, sondern auch aus dem, was uns trägt, ohne dass wir es in Händen halten.

Liebe zu Gott heißt: ausgerichtet sein, verwurzelt sein, getragen werden.

Der zweite Pfeiler der Brücke unseres Lebens steht im Buch Wajikra, Levitikus 19,18:

לְאַהֲבֶהָ לְרֵעֶךָ כָּמוֹךָ – „Liebe deinen Nächsten wie dich selbst.“

Eingebettet in eine Sammlung von Geboten, die das alltägliche Miteinander regeln: Ehrlichkeit, Schutz der Fremden, Respekt vor den Schwachen, Gerechtigkeit in den Gerichten.

Die rabbinische Tradition hat diesen Satz immer wieder ins Zentrum gerückt. Die Bibelexegeten erklären, dass wenn man die Torah genau in der Mitte aufschlägt, also im 3. Buch Mose, Levitikus, Sefer Wayikra, und in die Mitte der mittleren Seite gelangt, genau dieser Satz geschrieben steht: Liebe deinen Nächsten wie dich selbst. Ahawta leReacha kamocho.

Der Talmud erzählt von einer Begebenheit, die genau wie die gerade gelesene Szene aus dem Markusevangelium ebenfalls im 1. Jahrhundert verortet wird: ein Nichtjude bekundet Interesse am Judentum. Er geht zu dem berühmten Rabbi Schammai und fordert: „Lehre mir die ganze Torah, während ich auf einem Bein stehe und ich werde überzeugt sein.“

Rabbi Schammai, Baumeister von Beruf, stieß ihn mit der Elle fort. Dann ging er zu Rabbi Hillel mit der gleichen Forderung nach der Lehre der Torah to go. Und Hillel sagte:

„Was dir verhasst ist, das tue deinem Nächsten nicht an – das ist die ganze Torah, alles andere ist ihre Auslegung. Geh und lerne!“ Diese Quintessenz aus der jüdischen Religion wird auch „Goldene Regel“ genannt.

Die beiden Sätze – Liebe zu Gott und Liebe zum Nächsten – sind wie Pfeiler, die Himmel und Erde verbinden und die Brücke, auf der wir gehen, stützen.

Wer heute vor der Knesset, dem israelischen Parlamentsgebäude in Jerusalem steht, kann diese beiden Pfeiler in Stein und Bronze sehen: Auf der einen Seite die monumentale Menorah, der siebenarmige Leuchter, – Zeichen des Bundes und des Lichts Gottes. Das Symbol des Schma-Israael-Pfeilers, der die Beziehung zum Überirdischen repräsentiert. Auf der anderen Seite der Knesset steht eine steinerne Bildhauerarbeit die genau die eben beschriebene Szene aus dem Talmud mit Rabbi Hillel darstellt. Dazwischen das Parlamentsgebäude.

Entworfen hat das Knessetgebäude 1957 der Architekt Joseph Klarwein. 1893 in Warschau geboren, aufgewachsen in Deutschland, ausgebildet an der Berliner Akademie der Künste. In den 1920er Jahren baute er in Berlin expressionistische Wohnhäuser. Aber nicht nur. Er ist auch der Architekt der evangelischen Kirche am Hohenzollernplatz in Wilmersdorf.

Die Kirche wurde 1930-33 als dreischiffige Langhausbasilika am Hohenzollerndamm erbaut. Sie zählt zu den beeindruckendsten Sakralbauten jener Zeit. Von beiden Seiten strömt farbiges Licht in den Innenraum, der wie ein umgekehrter Schiffsrumpf geformt ist. Von außen wirkt sie mit ihrer Klinkerfassade und dem schlanken riesigen Turm wie ein Industriebau, was ihr den Beinamen „Kraftwerk Gottes“ eingetragen hat. Ein jüdischer Architekt entwarf einen Raum, in dem Christen beten. Ein Haus als Brücke.

1934 musste Joseph Klarwein gemeinsam mit seiner evangelischen Ehefrau Else und Sohn Matthäus fliehen, vor einem Regime, das solche Brückenbauer hier nicht wollte. In Palästina wurde er Chefarchitekt der Jewish Agency und entwarf etliche öffentliche Gebäude.

Er schuf einen Raum für die junge Demokratie Israels – eingerahmt von Menorah und Hillel, von zwei uralten Symbolen: der Liebe zu Gott und der Liebe zum Nächsten.

Joseph Klarweins Lebensweg ist selbst eine Brücke: vom Berlin der Weimarer Zeit, über die Flucht vor Verfolgung, hin zu Jerusalem, wo er die dingliche Zukunft eines wiedergeborenen Staates mitgestaltete. Eine Brücke aus Stein, aber auch aus Biografie.

Die Knesset in Jerusalem ist nicht nur ein imposantes Symbol, sie ist auch Ort bitterer Debatten und schwerer Entscheidungen, insbesondere in den letzten knapp 2 Jahren. Ich kann am Israelsonntag nicht reden, ohne über die schlechte politische Situation Israels und dessen Nachbarn zu sprechen.

Krieg, Zerstörung, Geiselnahme, Hunger, Elend, Sorge; sie überlagern das biblische Bild.

Noch nie war es für mich als Rabbinerin so schwer wie dieses Jahr am Israelsonntag zu predigen. Mein täglich Brot ist die jüdische Ethik. Mein ganzer Stolz die Torah, die ich in der Mitte aufrolle und den zentralen Satz „Liebe deinen Nächsten wie dich selbst“ finde. Und was mache ich jetzt aus diesem Satz angesichts der politischen Situation? Was machen **wir** jetzt aus diesem Satz?

Ist die Handlungsmaxime der Nächstenliebe nicht obsolet, wenn wir täglich Bilder sehen, die durch Hass entstehen? Soll ich meinen Rabbinerkoffer einpacken? Sollen wir aufhören Leviticus, Rabbi Hillel und das Markusevangelium zu lesen? Dann können wir auch dieses Gebäude umwidmen. Vielleicht in ein echtes Kraftwerk.

Nein. So nicht! Ich bleibe in der Formenwelt der Architektur: Wird ein Haus gebaut, das gegen Bauvorschriften verstößt, bedeutet es nicht, dass das Baugesetzbuch schlecht ist, sondern dass an dem Haus nachgebessert werden muss. Kein Beamter käme auf die Idee, am Brandschutz zu zweifeln, weil ein Bauherr gegen Brandschutzaufgaben verstoßen hat. Wir müssen aufhören, an unserem Wertesystem zu zweifeln, weil dagegen verstoßen wird!

Ich stehe hier heute nicht als Jude am Pranger, sondern auf der Kanzel! Joseph Klarwein gestaltete den Kircheninnenraum wie ein umgedrehtes Schiff. Ich nehme Sie heute alle mit ins Boot. Wie wir eindringlich gehört haben, teilen Judentum und Christentum die gleichen Texte, die gleichen Werte.

Ich akzeptiere nicht, dass auf uns deutsche Juden mit dem Zeigefinger gezeigt wird. Ich wehre mich dagegen, dass Kritik an der Politik zu Feindseligkeit gegen Menschen wird. Ich finde es abstoßend, dass es für Juden lebensgefährlich ist, auf Berliner Straßen ihre Religionszugehörigkeit erkennen zu geben.

Der Israelsonntag darf nicht nur ein Blick zurück sein, nicht nur ein Traum vom fernen biblischen Israel. Er muss auch das Israel in unserer Mitte sehen. Die jüdischen Mitbürger hier, die ihre Tradition leben, ihre Feiertage feiern, ihre Kinder großziehen und vielleicht Kirchen planen – und die zugleich mit den Schatten der Gegenwart ringen. Sie brauchen die Unterstützung ihrer christlichen Geschwister.

Ich wehre mich aber auch dagegen, dass wir alle hier gemeinsam einfach verzweifeln. Dass das Leid und die Kriege auf dieser Welt uns vor Kummer zum Schweigen bringen. Dass wir den Kopf in den Sand stecken, um so die flackernden Bilder voller Schrecken nicht mehr sehen zu müssen. Ja, Jeder und Jede muss sich selbst schützen, die eigene Seele schirmen. Das geht aber nicht durch Kopf-in-den-Sand-stecken, sondern durch das mutige Begehen unserer Lebensbrücke. Die Brücke die gestützt wird durch das Vertrauen auf den Ewigen und durch die Liebe zu unseren Mitmenschen.

Im Anschluss an den Gottesdienst werden wir ein berühmtes jüdisches Lied hören, mit dem ich ebenso als Kind aufwuchs, wie mit dem Schma Israel. Die Worte stammen von Rabbi Nachmann und lauten: Kol haOlam kulo – Gescher zar meod. Ve ha Ikar: Lo lefached klal!

Die ganze Welt ist eine schmale Brücke und die Hauptsache ist, keine Angst zu haben!

Das wünsche ich uns. Schalom.